



Nr. 22.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Wibnachten.*

Von Wilhelm Goltz (Schwerin).

Still liegt de Welt. Manh överall,
Man hen un wedder Pietschentnaß.
Dörch deipen Snei de Gleden jagen,
Dei Winschen na de Mark hendragen.
Un von den Markenturm ward 't klingen
Un dörch den stillen Abend dringen,
Als wenn 't von Englistimmen wier:
„Allein Gott in de Högt sie Ihr“.

Deß lücht de Maand. Von 'n hogen Heren
Stiernswuppen sacht tau Jerd daal sweven.
Un in de Düsternis — is 't Droom? —
Blükt up ein bläutern Dannenboom.
Sien helligt sülberblide Schien
Versucht all Weibdag un all Fien.
Un dörch de flore Winterpracht
Kunnt dat voll Andacht: Stille Nacht!

De Welt harkt up. Ein unwennt Eusen.
In Busch un Boom ward dat ein Brusen,
Un ut dat Brusen ward ein Klingen
Un ut dat Klingen ward ein Singen
Un ut dat Singen hallt ein Wurd —
Dat ritt an de verflatenst Buurt,
Bet 't of dorin heit Klingen:
Sitt is ein' Noos wösprennen.

Folgt still de Hänn'n un laet uns beden
Herrgott, erholl uns. Hart den Frieden.
Wi Menschen wieren vör die verluurn,
Wier för uns Christus hilt nich buurn.
He leddt uns sacht mit zoorte Hand
Hen in dat ewig Vaderland.
Sien Ihr willen wi verkennen.
He maakt uns fri von Sinnen.

*) Aus der vortrefflichen Monatsschrift „De Gelboom“, Gelboom-Verlag, Hamburg 33.

Zur Besiedlungsgeschichte der Landschaft zwischen Bremen und Bremerhaven.*

Von Professor Dr. A. Stuhl.

(Nachdruck verboten.)

Der rätselhafteste Burgstallname Monsowe und der gleichbedeutende in Hannover so häufige Siedlungsname Ovelgönne — ein Ovelgönne liegt nördlich von Bremen — haben uns zurückgeführt in die Zeit der ersten Besiedelung der Landschaft zwischen Bremen und Bremerhaven. Es war die Zeit, da germanische Häuptlinge, die vornehme Geburt mit großen Grundbesitz und der politischen Leitung eines gewissen Landbezirks vereinigten, mit ihren Gefolgsmännern, die im germanischen Norden unter verschiedenen Namen als: „Freunde“, „Schwertnehmer“, „Häuslerle“ usw. auftreten, sich in der Gegend zwischen Unterweser und

Unterelbe festsetzten. Eine andere Benennung für die letzteren ist „Man“ oder „Mon“, eigentlich Zug, Gefolge (von dem veralteten Zeitwort menen = ziehen), für die Führer: „Owe“ (Owwe) oder „Ovel“, d. h. Väter, Väterchen. Als Väter, „Brotwarte“ (von den Angelsachsen: „Blaford“, englisch Lord genannt), sorgten sie für ihre kriegerische Gefolgschar, die ihr Leben für ihren Herrn einsetzen mußte. *)

Man hat bis heute nicht erkannt, daß der in Ostelbien so überaus häufige eigenartige Ausgang — ow, dessen Endlaut jetzt meist verstummt ist, sich deckt mit der griechischen Endsilbe — eu(s) in zahllosen Helden- und sonstigen Personennamen wie Odysseus, Achilleus, die gleichfalls in der Vengung die Verflüchtigung des zweiten Elementes des Zweilautes — eu (das Schluß-s ist das Zeichen des Werfalls) zeigen. So ist auch der zwischenbaltische Lippenlaut des Ausdrucks: Blaford in dem griechischen Namen des Vaters des Odysseus: Laertes wie in dem englischen Lord, mit dem das englische Vaterunser beginnt, wie das hochsteinitische mit dem alten Vaternamen: Owwe, unterdrückt. Es führen also diese Namen auf —ow und —eus in die für die Germanen und Griechen gemeinsame Urzeit zurück.

Es ist daher kein leeres, unverbürgtes Gerede, wenn Tacitus in seiner Germania (Kap. 3) berichtet, daß ein den Namen des Laertes tragender Altar am Ufer des Rheins gefunden worden sei. Laertes ist die gleiche allgemeine Benennung wie die auf etruskischen Grabmälern oftmals vorkommende Laetia, die also wie das englische Lord bereits in der verkürzten Form erscheint.

So entspricht, um noch ein anderes Beispiel anzuführen, der nicht weniger als neunmal in Ostelbien (Pommern, Mark, Posen) vorkommende Orts- und ursprüngliche Herrenname Kunow, Kunowo buchstäblich dem griechischen Worte Gonenos, Vater, eigentlich Vorstand der Künne (Sippe), das auch als Personennamen begegnet. In umgekehrter Folge erscheinen, wie früher ausgeführt, die beiden Wortteile in dem sowohl östlich wie westlich der Elbe vorliegenden Namen Ovelgönne (Ovelgönne, Ovelgünne), der denselben Sinn hat.

So leiten uns diese Namengleichungen zurück in die Urzeit, da die nordgermanischen Gefolgsherrn mit ihren Künnen den Südweg nach den sonnigen Gestaden des Mittelmeeres einschlugen. Damals sah die Landschaft zwischen Bremen und Bremerhaven noch etwas anders aus als heutzutage, wo der flug weite Strecken Ackerlandes dem Boden abgerungen hat. Damals bedeckte neben Heide und Moor auch noch der Wald ausgedehnte Flächen der Geest. Dierfür zeugen die so häufigen Orts- und Flurnamen, die sich von dem Worte: Loh herleiten, das wir jetzt von dem Rindmehl der Gerber, die danach Lohgerber heißen, gebrauchen. So finden sich, um nur einige anzuführen, im Südwesten der Mönstereiburg nördlich der Bahnlinie Bremen-Bremerhaven nebeneinander die Ortsnamen: Loh, Biloh, d. i. bei (der) Loh, Hasloh, Bokel, urkundlich: Bodla (1110), ein Name, der auch sonst im Norden in mannigfachen Schreibungen: Bodla, Boteloh, Bollue vorkommt und der im Süden (bei Augsburg) Buchloe lautet. Derrliche Buchen und Eichen beschatteten auch noch heute das stattliche Dorf Bokel, aber der ausgedehnte Lanwald, der sich in der Urzeit aus der Gegend von Bokel, Hullen, d. i. Holten, bis in die Gegend von Biloh und Bormohlde, d. i. vor (dem) Walde, erstreckte, ist jetzt bis auf das Mittelstück: den Wohltshöfen-Forst, d. i. Forst der Waldböse, und einige kleinere Gehölze bei Stubben (d. i. Baumstrünke) und Hasbüttel zusammengeschunden. Von den alten Siedelungen am Rande desselben: Oldendorf im Norden, Ohlenstede, d. i. Altenstede, im Westen, Olden-

*) Vgl. den Aufsatz: Monsowe — Mönstereiburg.

*) Vgl. Axel Olrik, Nordisches Geistesleben (Heidelberg, 1906).

büttel, Altenbrüß und Altemdamm im Süden und anderen aus ist der Mensch dem Urwald mit Art und Feuer zu Leibe gegangen.

Der Wald diente den Germanen der Urzeit als Viehweide (vgl. den Ortsnamen Ruhlstedt am Ruhlstedter Forst Els., d. i. Al-El, Gemeinweide), vor allem auch als Pferdeweide.

„In den Lohen und Hainen (in lucis ac nemoribus) halten die Deutschen auf Gemeindefosten schneeweisse, durch keine — irdische Arbeit entweichte Rosse, deren Wiehern und Schnauben, wenn sie, vor den heiligen Wagen gespannt, von dem Priester und Fürsten der Gemeinde begleitet werden, als Vorbedeutung gilt. Keinem anderen Vorzeichen wird mehr Glauben geschenkt; die Rosse gelten als Mitwisser der Gottheit, die Priester nur als Diener derselben.“

So berichtet Tacitus an einer anderen Stelle der Germania (Kap. 10). Das Gesagte hat Bezug nicht etwa nur auf den einen oder anderen Stamm der Germanen, es gilt für die Gegend um Bremen ebensowohl wie für die um Würzburg oder für andere alte Städte. Hierfür haben wir wieder in den Ortsnamen zuverlässige Zeugen.

Im Norden des genannten Waldes liegt das Dorf Wittstedt, in einer Urkunde von 1110 als Wittenesteden genannt. So heisst es nach den „witen“ (weisen) dort gezüchteten „Hengsten“ (vgl. engl. steed = Hengst), den Drakettieren. Es sind damit die sogenannten „Weißgeborenen“ gemeint, die als Schimmel geboren wurden, während andere Pferde erst im Alter grau werden. Der letzte König von Hannover fuhr noch mit einem viel bewunderten Biergespann dieser Tiere durch die Stadt.*) Heute ist die Rasse wohl ausgestorben.

Neben Wittstedt liegt der alte Grafenitz Stotel, 1214: Stotlo, 1219: Stotle, d. i. Stutenwald genannt. Vgl. ahd. Stut, ags. Stod, Herde von Zuchtperden und zu der Verkürzung des Grundwortes: Botel = Buchenwald, Lintel (bei Osterholz) = Lindenwald. Es war also Stotel anfänglich ein Gestüt.

Neben Vater und Mutter, dem Hengst und der Stute darf natürlich das Kind, das Fohlen nicht fehlen. Eine verklungene Benennung für dieses ist Gramel oder mit anderer Schreibung: Kramel. Daher die Bezeichnung Kramelheide nächst dem Rittergute und Dorfe Wesen und der Monsilienburg. Andere Formen für Pferd und Fohlen sind: Gromen (Elsass), Grömlin (ebenda), Grömel, Gramme, „Gröml“ (Schweiz). Vgl. Redensarten wie: „Willst du, daß es dir gehe wie dem Gröml?“ (Name eines alten Rosses). „Vor oft mir auch ein Grama stirbt“, sagt der Karrenmann bei Hans Sachs. Auch bei Kichart, Seiler von Rastberg, Seb. Brandt kommt das Wort noch vor. Seitdem ist es verschollen und nur noch in alten, nicht mehr verstandenen Ortsbenennungen erhalten. Von der Kaiserkrante an bis zur Mainlinie finden sich die Stammform: Gramm (Kramm) und die Verkleinerungsform: Gramel (Kramel) als Siedelungs-, Fluß- und Familiennamen oft und oft. So, um nur noch einige zu erwähnen, liegen in Nordfriesland an der Gramm-Mü (= Rosbach) die Ortschaften Gramm, Gramby und Gramingaarden (= Rosgärten), bei Ratzburg ein Dorf Grambek. Es ist der gleiche Name wie Grombach (Grömbach, Grumbach) bei Würzburg und südlich der Mainlinie. Gramm ist eine Ablaufform zu Grimm, das gleichfalls sowohl als Sippenname wie in Ortsbenennungen sehr verbreitet ist. (Vgl. hierüber meinen Aufsatz: „Die Bedeutung des Namens Grimm“ in dem 1. Heft der „Familiengeschichtlichen Mitteilungen“, beisteht: Grimm, Hannover, Selbstverlag des Erich Grimm, Dainbühlstraße 23.)

Der Name des Rittergutes „Weslen“ begegnet nochmals in dem des kleinen Dorfes Welle an der von Stotel nach den Hafenstädten führenden Straße. Welle ist angeglichen aus Welde. Welde = Wilde heisst die in der „Wilde“ im Wald, im Freien gezüchtete Stute noch heute in Pommern. Um die Wildentriften = Rosstriften am Rennstein war im 16. Jahrhundert viel Streit zwischen den beiden Häusern Henneberg und Rursachsen. In den Prozessen werden auch die Wildenställe und Wildenhirten und die Wildigen = Fohlen (Wildfänge) genannt. Der Ausdruck erklärt auch den Namen des „Wilden (willen, wöllen) Jägers“ und der „Wildenmänner“, der Wappenhalter an dem Wappen der Henneberger Grafen und Hohenzollern. Es sind die Wildenhirten = Rosshirten und der wilde Jäger ist der Wildenjäger, Schimmelreiter Wotan, der im Sturm den Wollensstuten nachjagt. Eine solche, dann eine zu Pferde kämpfende Walküre ist ursprünglich auch Arimhilde gewesen, die Siegfried zum Weibe gewinnt, der an die Stelle des göttlichen Schimmelreiters getreten ist.

Roszüchtungen sind endlich auch Lübbestedt (1110: Lubbestedt) und Heissenbüttel. Der erstere leitet sich von einer alten Wallachenbezeichnung: Lüpper, Lepper (vgl. Klepper), Lappe (daher das Schellwort: Lasse) her. Berleppert, edd-lübben, ut-lübben bedeutet daher soviel wie verschneiden. Vahen- oder Vohenlipp ist in der bayerisch-österreichischen Mundart ein grobes Schimpfwort. Es war damit ursprünglich das Ros Gottes, der Sleibnir Wotans (auch „Vahen, Vohen“ genannt) gemeint.

Heissenbüttel aber verdankt seinen Namen einer anderen in Bayern noch heute üblichen Fohlenbenennung: Heiß, Heißel, wofür man in dem rosenbüchenden Wuzgau Hasen (Kohn-Hasen = männliche, Stuet-Hasen = weibliche Fohlen) sagt. Es ist daher auch Hasbüttel (bei Stubben) derselbe Name wie Heissenbüttel.

*) Nach einer freundlichen Mitteilung von Fräulein Marie Gittger in Bremen.

So versteht man auch das Scherzwort „blinder Heise“, das man irrtümlicherweise auf den Volksstamm der Hessen bezogen hat. Man meinte ursprünglich damit einen blinden Gaul, wie denn alte Pferde oft blind werden. Wie es Lebensgemeinschaften (Symbioten) der Pflanzen gibt, so gibt es f. z. f. auch solche der Namen. Und so finden wir fast alle diese Roszüchtungen, die bei Bremen vorkommen, auch anderwärts und vor allem mit manchen andern bei Würzburg.

Da liegt ein ausgedehnter Forst, der seinen Namen nach dem Dorfe in der Mitte desselben: Gramschatz, d. i. Grams-Als (Rosweide), führt. Ebenda kommen die Familiennamen: Gram, Gramm, Gramlich, Gromling, Gramming, Kram, Krammel vor.*) Im Süden des Forstes liegt die Vorstadt Würzburgs: Grombühl = Rosbühl, daneben der Grimberg (jetzt Grimberg). Im Osten des Waldes liegt Grombach (Burggrombach) = Rosbach, im Norden in dem Dorfe Waigolshausen gab es früher eine Rosschwemme: Gramschwedd genannt (vgl. Worpsswede und die übrigen nach den Himmelsgegenden sich benennende Weden um Worpsswede). Das Dorf kommt zuerst als Witoldshusen urkundlich vor, das ist die Siedlung des Witold = anell. Witteald, nhd. Wiedewaldt, d. h. Walter, Söter der Witen (Weißgeborenen). Eine ähnliche Bildung ist Grimwald, Grimold. Südlich der Ortschaft entspringt am Blankholz die in Würzburg in den Main mündende Pleichach. Vgl. den Flurnamen Pleichach in Schwaben. Es wurden an ihren Ufern in dem wiesenreichen Tale, dem die sogenannten Göltsnasser = Pferdeböcker benachbart sind, die der Gottheit heiligen Pleich- oder Blankrosse (equi candidi bei Tacitus) gezüchtet.

Vor den Toren Würzburgs befindet sich in einer feuchten Niederung der Wöllriederhof (vor Alters: Woldriederhof, d. h. Wildenriederhof, genannt), an dem vorbei eine alte Straße vom Faulenberge = Fohlenberge und den Göltsäckern = Gaulsäckern her über die Rossteigbrücke zum Rossteig, einer mit Laubwald bewachsenen Anhöhe führt. Der Hof war wie das Rittergut Weslen nächst der Monsilienburg in der Urzeit Wildgestüt, wozu er sich durch das Wiesen Gelände seiner Umgebung vortrefflich eignete. Den benachbarten Göltsäckern entspricht der Pferde- name Giehle (auch in den Verbindungen: Giehlermühlen und Giehlermoor) f. d. Weslen. Weiter südlich liegen die „Hepsteder Weiden“ und diesen benachbart bei Worpsswede die „Pferdeweiden“. Hepstede neben Breddorf, d. i. Pferdendorf (vgl. altniederländisch: Pereth = Pferd), enthält in seinem Namen gleichfalls ein durch ganz Deutschland verbreitetes Wort für Pferd: Hopp, auch Hibp (vgl. griechisch: Hippos) und Hoppe, eigentlich das hüpfende, hoppelnde Tier. Vgl. den bekannten Ausruf des Reiters an sein Pferd: Surre, Surre, hopp, hopp, hopp! in Bürgers Leonore und die vielen mit Hoppe zusammengefügten Ortsnamen wie insbesondere: Hoppegarten = Rosgarten. Es entspricht bei Würzburg der Ortsname Hopferstadt dem plattdeutschen: Hoppstedt und Hopppstädten (Bezirk Trier).

Auch in Würzburg, auf der linken Mainseite gab es zur Zeit Barbarossas einen Hof, Hopferstadt genannt, von dem aus die Laufergasse zur Tränke und Schwemme im Flusse führte. Der Name Laufer entspricht dem niederdeutschen: Lepper, Klepper (= Gelepper, vgl. Galopp = Gelauf), Lüpper (vgl. Lüpperstedt). Der Hof, den dann die Deutschherren von den Hohenstaufen als Geschenk erhielten, war ein Markstall.

So haben zahlreiche Edelhöfe, Rittergüter ihren Namen nach dem edelsten Tiere, dem Rosse erhalten. Was wäre auch der Reiter und Ritter ohne Pferd? Eques ab equo. Und überaus zahlreich sind auch die jetzt meist verschollenen Benennungen des Pferdes, wie die Aufzählung derselben in dem Buche: „Ros und Reiter“, von Max Jahns, wo mehr als ein halbes Hundert angeführt ist, lehrt.

*) Ähnliche Namen wie: Gram- Graeme, Gramke, Gramm, Kramm, Kramme, Gramberg, Grams gibt es auch in Bremen.

Die Wikingen.

Von Studienrat Lehmann (Wefermünde-L.).

(Nachdruck verboten.)

Im „Grafenhof“ zu Stotel findet sich in einem Saale eine Reihe geschichtlicher Gemälde, die sich auf die Geschichte des Stoteler Grafengeschlechts beziehen. Das erste dieser Bilder zeigt ein stark bemannetes Wikingerschiff, das, im Begriff anzulegen, um die reichen Wesermarschgebiete zu plündern, von dem Grafen von Stotel und seinen Gefolgsmännern angegriffen wird. In blutigem Kampf will er sein Land gegen die Räuber schützen.

Wer sind diese Wikingen; woher kommen sie; was veranlaßt sie friedliche Gebiete zu überfallen, auszuplündern, zu verwüsten?

Wenn man von Wikingern*) schlechtthin spricht, denkt man an jene kühnen Gesellen, die unter sogenannten „Seefürsten“

*) Das Wort „Wikingen“ findet sich schon im Angelsächsischen (wieing) und Altfriesischen (wiking, wising, wising). Seine ursprüngliche Bedeutung ist unsicher und wird mit „Krieger“ oder „Siner, der in den Meerbüchten anlegt“ (vig = Krieg, vig = Wacht) wiedergegeben; vielleicht liegt auch ein alter Volksstammname zugrunde. (Zalt-Torp, Norweg.-dänisch. ethymolog. Wörterbuch, deutsche Ausgabe von Davidson, 1909.)

vorwiegend im 9. und 10. Jahrhundert die Küstengebiete des nordwestlichen, westlichen und südlichen Europa unsicher machten. Die Anfänge aber der Wikingerfahrten liegen viele Jahrhunderte weiter zurück; sie reichen fast bis zum Beginn unserer Zeitrechnung hinauf.

Der Römerfeldherr Drusus war im Jahre 12 v. Chr. gegen die Bataver (zwischen Rhein und Waal, in Utrecht und Südbolland) vorgestoßen und segelte nach ihrer Unterwerfung in die Nordsee, deren Küsten von den Friesen, den Amstvariern (an der unteren Ems) und den Chauken (östlich davon bis zur Elbe) bewohnt wurden. Diese Völkerschaften gewann er durch freundschaftliches Abkommen für das Römerreich, dessen Herrschaft auch nach der Schlacht im Teutoburger Walde, 9. n. Chr., an der Nordseeküste unerschüttert blieb. Seit dem Jahre 28 n. Chr. aber werden von Zeit zu Zeit Seeräubzüge von den Nordseevölkern, die das römische Joch abschütteln wollten, unternommen, Züge, die sie an den Niederrhein, an die gallische Küste, ja, um ganz Britannien herumführen. Sie sind gleichsam ein Vorspiel der dann im 3. Jahrhundert in ausgedehntem Maße einsetzenden Wikingerzüge.

In der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts waren es die ostgermanischen Voten (Goten und Heruler), die von den baltischen Gegenden nach dem Nordufer des Schwarzen Meeres gewandert waren, und als flegelwütendes Volk von dort aus bald mit ihren Flotten wiederholt (zwischen 256 und 269, 275 und 276) verheerende Raubzüge nach den Küsten Kleinasiens und Griechenland unternahmen und überall Schrecken verbreiteten. Sogar Areta, Rhodus und Cypern wurden heimgesucht. Diese gotischen Raubzüge scheinen bis ins 4. Jahrhundert hinein stattgefunden zu haben.

Im 5. Jahrhundert sind es die Vandalen in Spanien und dann in Nordafrika, deren Flotte, eine wirkliche Seemacht darstellend, die Balearen, Mauretanien heimgesucht, und seit 439 Karthago als Stützpunkt erhält. Sie beherrschten bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts das ganze westliche Mittelmeer, und ihre Schiffe sind der Schrecken Italiens und der Inseln. Selbst Rom wird erobert (Geiseric 455) und oströmische Flotten werden in den Jahren 460 und 468 vernichtet.

Rehren wir zu der Nordsee und ihren Küsten zurück. Hier hatte in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts eine starke Wanderungswelle Herulerscharen, Angeln und Warnen aus Schleswig, Gutten aus Jütland bis an den Niederrhein geführt. Auch die Sachsen, ein aus nordelbischen Stämmen und Chauken gebildeter Stammesverband, schlossen sich dieser ostwestlichen Bewegung an, die jedoch durch die Römer, wenn auch mit Mühe, in dauernden Kämpfen aufgehalten wurde. Der Widerstand der Römer veranlaßt nun die weiter von Norden andrängenden Scharen die See als Weg nach Westen zu wählen, und die gallischen und britannischen Küsten sind, wie zweihundert Jahre zuvor, das Ziel dauernder Angriffe germanischer Seefahrer. Sachsen und salische Franken sind es besonders, die um 280 die nordgallischen Küsten beunruhigen, und das Rheinmündungsgebiet bildet den eigentlichen Ausgangspunkt der Raubfahrten.

Im Beginn des 5. Jahrhunderts schlagen die Römer ein anderes Verfahren ein. Um Ruhe vor den Räubern zu bekommen, treten sie ihnen Küstenstriche zu Siedlungszwecken ab. Zwei Strecken der gallischen Küste werden uns genannt, die Gegend von Bayeux, westlich der Seine-mündung, und die von Calais. Diese erfährt den stärksten Zuzug, der auch auf dem Landwege stattfindet, und in diesem Gebiet sehen wir den Ursprung des germanischen Flanderers, dessen Bewohner „Blaminge“, d. h. Auswanderer, Flüchtlinge genannt wurden und Sachsen waren. Nun wurden die angesiedelten Seeräuber nicht etwa zu friedlichen Ackerbauern. Sie unternahmen von ihrer neuen Heimat weite Fahrten gen Westen, umschifften die Bretagen und bedrohten das Loiremündungsgebiet. Den Loirestrom selbst fahren sie bis Angers hinauf und raubten und plünderten auch an der südlichen Girondemündung. Sie werden als besonders kühne Seefahrer geschildert, die den Gefahren des Meeres zu begegnen wissen und weder Sturm noch Brandung und Klippe scheuen. Daß diese sächsischen Wikinger auch die jenseits des Kanals liegende britannische Küste heimsuchen, ist natürlich, und es scheint sicher, daß die germanische Invasion Britanniens mit diesen Raubfahrten ihren Anfang nimmt. Später erst setzt wohl eine regelrechte Auswanderung ein aus den ursprünglichen Sitten der Sachsen zwischen Ems und Eider von Schleswig bezw. Jütland (Mitte des 5. Jahrhunderts), und damit geht dann die Gründung des germanischen England vor sich. Um 500 ist die westgermanische Wikingerzeit in der Hauptsache zu Ende.

Die kühnen Fahrten der Römer- und Völkerwanderungszeit werden in Fahrzeugen, die von zahlreicher Besatzung mit Rudern fortbewegt werden, unternommen. Mast und Segel fehlen vollständig noch völlig. Sie werden erst allmählich eingeführt, und erst am Ende der Völkerwanderungszeit vollzieht sich der Übergang zur Segelschiffahrt. Erst langsam kommt das Segelschiff zur Geltung, und noch lange besteht das Ruderschiff neben ihm. Daß die Germanen der Römerzeit wie der nachfolgenden Jahrhunderte in ihrer Verührung mit den Römern das Segel kannten, ist ohne Zweifel; nur wandten sie es nicht an, waren es doch zu meist nur verhältnismäßig kurze Fahrten, die sie machten und zu denen sich das Ruderschiff eben so gut eignete. Möglich auch ist es, daß ihre

aus den bronzezeitlichen, langgestreckten Ruderschiffen hervorgegangenen Fahrzeuge sich zum Segeln weniger eigneten. Das Segelschiff zeigt seine Ueberlegenheit über das Ruderschiff erst bei langen Fahrten, wie sie die Völkerwanderung allmählich mit sich brachte. Die römische Schifffahrt an den germanischen Grenzen ist vorzüglich Flußschiffahrt, die zu meist mit Ruderschiffen betrieben wird. Darum auch kann ihr Einfluß auf die germanische Schifffahrt nicht sehr tief gewesen sein. Wahrscheinlich ist diese bei weitem mehr von den an der Kanal- und Nordseeküste wohnenden keltischen Seefahrern beeinflusst worden; sie waren also die Lehrmeister in der Segelschiffahrt. Schon seit langem mit der Segeltechnik vertraut, hatten sie sich zu tüchtigen Seelenten herangebildet, und noch heute zählen ja die keltischen Bretonen mit zu besten Seelenten der Welt. Von wem nun auch die germanische Schifffahrt das Segel kennen gelernt haben mag, sicher ist, daß um 500 herum die Segelkunst den Sachsen und übrigen germanischen Völkern nicht mehr fremd war. Das Beowulflied, jene angelsächsische Dichtung des 8. Jahrhunderts, läßt seine Helden „auf schaumhalsigen Schiffen, besüßelt vom Winde“ die Wogen durchreiten. Die Segelkunst wurde also geübt. Bei Ausfahrten für den neuen Seehafen in Brügge (Flandern) fand man 1899 die wohl erhaltenen Reste eines Seglers aus jener Zeit (5. oder 6. Jahrhundert). Natürlich kam das Segelschiff, wie schon oben gesagt, erst ganz allmählich in Gebrauch, und das Ruderschiff diente, nach wie vor, vor allem kriegerischen Zwecken, wurde aber auch weiterhin noch als Handelsschiff verwendet. Nach Vogel, „Geschichte der deutschen Seeschiffahrt“, hat sich das Ruderschiff wohl so lange erhalten, als die germanischen Seefahrer in größeren geschlossenen Gesellschaften ihre Fahrten unternahmen, zunächst noch als Wikinger, dann als Kaufleute. Je mehr sich nun der Handel erweiterte, je größer die zu bewegendenden Warenmengen wurden, um so mehr bürgerte sich das Segelschiff ein, das bei geringem Mannschaftsbedarf größeren Laderaum bot.

Wie schon gesagt, war um 500 die Wanderungs- und Wikingerzeit an der deutschen Küste abgeschlossen. An die Stelle der Gutten und Angeln nördlich der Eider waren Dänen eingerückt. Von der südlichen Ostseeküste sind um 500 die letzten Germanen verschwunden, und ihre Stelle wird von Wenden eingenommen, die sich an der Kieler Bucht mit den Dänen berühren. Die Nordseeküste zeigt auch Veränderungen in der Bevölkerung, die infolge der starken sächsischen Auswanderung große Lücken aufweist. In diese Lücken schoben sich nun die Friesen, im Osten vielleicht damals schon das Land Wursten und die heutigen nordfriesischen Inseln im Westen der schleswigischen Küste besiedelnd. Die Friesen besetzten auch die vor der von den Chatten, Stämmen der Rannane, Faten und Bataver und den Sueben eingenommenen Gebiete Hollands und Seelands und werden im 7. Jahrhundert die ausschließlichen Träger des deutschen Seewesens. Die Zeit zwischen 500 und 900 ist bezüglich der Seeschiffahrt als Friesenzeit zu bezeichnen, und die Nordsee erhält sogar von ihren Anwohnern den Namen „Friesisches Meer“. Das friesische Staatswesen war damals in mächtigem Aufschwung und seine Macht reichte von der Wesermündung bis tief nach Flandern hinein. Im Jahre 731 wird dem Friesenreich durch die Franken ein Ende gemacht, und es wird ein Bestandteil des Frankenreichs, wenn auch bis ins 9. Jahrhundert hinein ein recht unzuverlässiger. Unter Karl dem Großen nahm die friesische Seeschiffahrt einen hohen Aufschwung, und die friesischen Schiffe fuhren von Niederrhein nach England, Nordfrankreich und den nordischen Ländern, vor allem Dänemark. Die Friesen galten als tüchtige Seelente, wohl als die besten ihrer Zeit, und Karl der Große verwandte sie gern zum Schiffsdienst, wie auch der englische König Alfred der Große seine gegen die Normannen neuerbaute Flotte zu meist mit Friesen bemannte.

Es ist der friesische Seeverkehr, der den Völkern der Bewohner des Nordens, der Nordmänner, Normannen nach dem Süden lenkte, wo das Leben reicher, bunter, großartiger, weniger karg als im düsternen Norden war, und der so den Normanneneinbruch vorbereitete, die Zeit, die wir als die Normannen- oder nordische Wikingerzeit oder die Wikingerzeit kurzweg zu bezeichnen pflegten. Es ist die Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts, in der die normannischen Wikinger zur Geißel des westlichen und nordwestlichen Europa werden, in der eine ungeheure Unruhe in diese Ländergebiete getragen wird, in der Mord und Brand, Plünderung, Vernichtung, Verwüstung an der Tagesordnung sind, anderseits aber auch hervorragende Taten, heldische Eigenschaften, germanische Kühnheit, trotziger Wagemut in hellem Lichte erstrahlen. Es ist eine Zeit, die in langdauernder Bewegung tiefe Umwälzungen herbeiführt. „Raubsucht“ und „Beuteluft“ erklären sie allein nicht, und tieferliegende Ursachen müssen vorhanden sein.

Das mit gewaltigen Gebirgen erfüllte Skandinavien bot damals, weniger noch als heute, geringe siedlungsfähige Flächen, die zu meist in Küstennähe oder an der Küste selbst lagen. Das Innere, abgesehen von den südlichen und östlichen Teilen, war nicht besiedelt. Bei der starken Bevölkerungszunahme, die ja bei den nordischen Völkern besonders groß war, mußte eine Ueberbevölkerung eintreten. Wohl hätte durch Rodung und Urbarmachung anbauwürdiger Boden gewonnen werden können, doch lag es dem abenteuerlustigen kriegerischen Geist des Nordländers näher, sich auf gewaltsamem Wege mit dem Schwert eine neue Heimat zu erschaffen.

gen, zumal ihm als dem mit dem Meer Vertrauten und nicht Wind und Woge Scheuenden die Nordsee kein Hindernis war und an ihren senkseitigen Gestanden reiche Länder Raum genug zu bieten schienen.

Gegen das Ende des 8. Jahrhunderts setzt die Beunruhigung des Meeres und der Küsten durch die Wikinger ein, und die Ostküste Englands war das erste Ziel der nordischen Eroberer (793). Auch die Küsten des Frankenreichs waren bedroht, und die Friesen sowohl wie Karl der Große ahnten die kommende Gefahr. Seit 800 werden eine Reihe unzureichender Schutzmaßnahmen getroffen, doch findet ein 810 einsetzender verheerender Wikingenangriff die Küste Frieslands gänzlich ungeschützt. Längere Zeit hindurch bleibt es bei vereinzelter Einfällen, bis in den letzten Lebensjahren Ludwigs des Frommen (gest. 840) die Normannenflut mit vernichtender Gewalt hereinbricht. Friesland ist das erste Ziel. Vorwiegend sind es zunächst Dänen, die in die Mündungen der fränkischen Ströme Rhein, Maas, Schelde, Somme, Seine, Loire, Garonne einlaufen und tief ins Innere vordringen. Um 850 verlassen Hunderte von Schiffen mit Tausenden von Krieger, Frauen und Kindern die Gestade Dänemarks und Norwegens, und die Bewegung wird zu einer wirklichen Auswanderung. Die Fahrten führen bis nach Italien (859–862). Die einzelnen Wikingerscharen gehen zunächst auf eigene Faust vor, vereinigen sich jedoch schließlich und verheeren dreizehn Jahre hindurch das Frankenreich, wobei auch unsere Küsten nicht wenig zu leiden haben. 82 wird schließlich in Nordostengland ein Dänenreich gegründet und 911 unter dem kühnen Rollo die Abtretung der Normandie erzwungen. Auch im Rheindelta hatten sich die Normannen niedergelassen, wurden jedoch schon 885 vernichtet, während in Irland und auf den schottischen Inseln norwegische und dänische „Seekönige“ unumschränkt herrschen. Die Fahrten dehnen sich bis nach Island aus, und Tausende norwegischer Wikinger besiedeln diese Insel. Etwa ein Jahrhundert später wird Grönland und ums Jahr 1000 Labrador und damit Nordamerika erreicht.

Auch nach dem Osten strebt der Ausdehnungsdrang und schwedische „Russen“*) geben dem Land zwischen Ostsee und Schwarzen Meer ihren Namen. Die Reiche um Nowgorod und Kiew entstehen, gegründet von Rurik und Askold, die selbst Konstantinopel belagern.

Bei all dem Unheil, den Greueln, der Verwüstung, die diese Wikingerscharen mit sich brachten, hatten sie auch ein Gutes. Die Länge und Mühsamkeit der Reisen, die Überquerung weiter Meere, ja des Ozeans, brachten den seefahrenden Völkern die Erkenntnis, daß das Meer „die wahre Verkehrsstraße des Weltverkehrs, die zu allen Reichtümern des Erdballs führte“, sei. Die Wikinger haben als Seefahrer vorbildlich gewirkt. Sie vermehrten die nautischen Erfahrungen und Kenntnisse, indem sie das offene Meer überquerten und nicht mehr die Küsten entlangfuhren. Auch ein gewisser Handelsgeist gehört zum Bild des Wikingers, der allerdings bei weitem nicht den des friesisch-angelsächsischen Kaufmanns erreicht; es überwiegen eben bei ihm mehr die Züge des Kriegers, kühnen Seefahrers und Abenteurers.

*) Nach dem normannischen in Schweden ursprünglich ansässigen Stamm der „Rus“, der sich in „Rußland“ angesiedelt hat.

Meine Heimat.

Wo sich stolz die Pappel reckt,
Wo das Mühlfließ brausend schäumt,
Steht ganz einsam und versteckt
Meines Vaters Haus und träumt.

Unterm niedren Schindeldach
Wartet hier mein Mütterlein,
Und das trauliche Gemach
Schließt mein brennend Heimweh ein.

Unter der Krüppelkieser.

Von Alfred Jühe.

(Nachdruck verboten.)

Wenn es der Hausfrau daheim noch zu früh scheinen will, die Lampen anzuzünden, und es doch schon zu dunkel ist, um weiter-schaffen zu können, wenn in dieser traulichen Schummerstunde die Menschen, die sich lieb haben, einander näher rücken, von vergan-genen Dingen reden oder still dem Feuercheine des Kamins nach-sinnen, dann ist's für mich am schönsten unter der Krüppelkieser.

Dann ist die eindruckreiche halbe Stunde des Sonnenunter-ganges gekommen, die von niemand und niemals prächtiger geschil-dert werden kann, als es der Dichter Hermann Vöns in den Stimmungsbildern „Um die Menschheit“ getan hat.

Um diese Zeit bin ich am liebsten bei meiner Krüppelkieser. Nicht ihrer selbst willen; ihr Name sagt bereits, daß sie nicht zu den schlanken Schwestern gehört, unter denen es sich so herrlich die stolzen Stämme hinauf zum blauen Himmel träumen läßt.

Wie es bei den Menschen ist, so steht's auch mit ihr. Sie ist häßlich und vereinsamt, aber sie hat dafür eine grundgütige

Seele, und hält mit ihren breiten Zweigen manches Vogelnest geschützt. Allein drei Finkenfamilien beherbergt sie, einen Star, maß nebst Gattin und einen verwitweten Hänfling.

Doch was ich besonders an ihr schätze, ist, daß sie wie eine Kanzel auf einer kleinen Erhöhung mitten auf der Waldwiese steht. Sie ist die Proszeniumsloge, von der aus man am besten das Föhrengläuben beobachten, das Rotwild und Freund Lampe heran-loden kann.

Denn hier auf der Wiese wächst das saftigste Gras, und der Bach, der sich durch sie hindurchschlängelt, bietet das klarste Wasser.

Jeden Abend, Sommer und Winter, kann man von der Krüppelkieser aus dasselbe Schauspiel erleben: Wie das Föhrengläuben langsam die Stämme hinaufklettert, bis die Gipfel funkelnde Kro-nen tragen, aus denen das Abendlied der kleinen Vögel herüberläut.

Selbst an Spannung entbehrt das abendliche Naturschauspiel nichts. Mit dem Augenblick, wenn die Sonne hinter'm westlichen Waldbrand verschwindet, ist das Föhrengläuben auf einmal wie fort-gelöscht. Die Rebe im Dickicht wechseln vorsichtig zu der Wald-wiese, zupfen die saftigsten Gräser und laben sich am Bache. Ich bin dann so still, wie ich's sonst nie sein könnte, daß ich den eigenen Pulsschlag höre, schaue und staune, mit welcher Feierlichkeit die Natur schlafen geht.

Im Herbst und Winter geschieht das nicht immer so friedlich. Wild braust dann oft der Sturm durch den Wald, rüttelt und schüt-telt die Bäume wie trostlose Kinder, die er zur Einsicht bringen will. Die Föhren neigen sich widerspenstig, und die Laubtragenden rau-schen ärgerlich. Manchmal höre ich das Wehklagen, das Knist und Knack bis zur Krüppelkieser herüber. Wurde nachher der Wald wieder ruhig, so stöhnte er, wenn ein verspäteter Windstoß durch die Gipfel dem Sturm nacheilte, laut auf, als ob er gegen quälende Träume kämpfte oder unter Wunden litt.

Mühsamlich ducken sich dann die Vögel der Krüppelkieser in ihren Nestern. Doch sobald das erste Frührot wieder die Föhren um-leuchtet und blaue Schlag Schatten auf den Schnee zeichnet, ist alle Unbill der Nacht vergessen. Klingt das Lied der Heimgebliebenen freilich nur halb so schön als zu den wärmeren Jahreszeiten, es tröstet das Rotwild, das nach wie vor die Waldwiese aufsucht, ob nicht ein Mensch die Schneedecke über den spärlichen grünen Hal-men fortgetreten hat.

Bücherchau.

Dr. Pecher, Der Niedersächsisch-Auslesekreis. Niedersächsische Verlagsgesellschaft, Hannover, 1925.

Der verdiente Direktor des Vaterländischen Museums in Han-nover ist der eifrigste Befürworter der Kulturkreislehre. Sein neuestes Buch liefert den trefflichsten Beweis für die Bedeutung seiner For-schungsmethode. Kein bislang nach dieser Richtung hin durchgeführ-tes Gebiet zeigt eine größere Einheit und Geschlossenheit als unser Niedersachsenland. Die Frage nach der Wesensart unserer heimat-lichen Bevölkerung beantwortet Pecher durch ethnographische und historische Untersuchungen und Erhebungen, deren Resultate er in klaren und übersichtlichen Karten zusammenstellt. Aber nicht nur die letzte Zeitspanne zeigt für unsere Heimat (Niedersachsen im engeren Sinne) einen hohen Grad von Bodenständigkeit und Geschlossenheit, sondern auch aus einzelnen Perioden der Urzeit und aus der gefährlichen Zeit schält der Verfasser Züge heraus, die stets dieselben blieben und die gleichen Grenzen trugen. Durch Grenzlinien zeigt er die Verbreitung der Hausformen, des Lan-standes, der Mundart, der Körpergröße, der Körperfärbung usw. Ein Vergleich dieser Grenzen des Volkstums und der Kulturmerk-male zeigt uns Niedersachsen als ein abgeschlossenes Kerngebiet reinsten Niedersachsentums. Wer wagte da noch zu behaupten, daß sich die Heimatkunde und Heimatgeschichte zu erschöpfen dro-hen? Hier wird eine solche Fülle von Problemen angedeutet, daß wahrhaftig kein Grund zur Resignation vorhanden ist. Ja, man möchte sagen, daß die nächsten Jahrzehnte entscheidend sein werden für die Erforschung der Vergangenheit, und man möchte dem Problemsteller wünschen, daß er sich allezeit Hilfen kann auf Kräfte, die willig und gern in Bereitschaftsdienst treten. J. J. U.

Wedder sunnen, Eine Weihnachtsgeschichte von Klaus Schröder. Stadter Heimatverlag Karl Krause, Heft 4. Preis 30 Pfg.

Der Mentor unserer Heimatforscher, der 82jährige Seminar-lehrer i. H. Klaus Schroeder ist der Verfasser dieser einfachen Erzählung. Es ist eine wahre Begebenheit aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zwar spielt die Geschichte in der Zeven-er Gegend. Schon allein die Aufdeckung der kulturellen Zusammen-hänge zwischen Bremen-Verden und Amerika dürfte dem Buche nicht allein in der Heimat, sondern auch jenseits des Ozeans eine weite Verbreitung sichern.

Minteln a. d. Weser in Wort und Bild. Heimatbuch, Führer durch Minteln und Umgebung. Mit einem vierfarbigen Titelbild und 23 Textbildern nach Original lithographien, Aquarellen und Spezialzeichnungen von Ernst Höfer-Minden i. W., einem Stadt-plan, einer Karte der Exteralbahn und einer Ubersichtskarte des Wesertales von Hameln bis Minden. 178 Seiten auf Kunstbrud-papier. Preis 1.— Mark. Herausgegeben vom Verschönerungs-verein Minteln a. d. Weser, Ortsgruppe Minteln des Wesergebirgs-vereins. Verlag von C. Bösendahl jun., Minteln a. d. Weser.